

Schweizerische Volksspiele

Autor(en): **Amstutz, Ulrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **5 (1929)**

Heft 32

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-833378>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizerische Volksspiele

ZUM EIDG. SCHWING- UND ÄLPLERFEST IN BASEL VON ULRICH AMSTUTZ

Da in den kommenden Tagen in der alten Rhein-
stadt Basel das nächste eidgenössische Schwing-
und Aelplerfest stattfindet, schien uns der Anlaß als
gegeben, vorgängig desselben einmal auch weitere
Kreise über das Wesen der daselbst geübten schwei-
zerischen Volksspiele zu orientieren. Besonders
über das Schwingen und Hornussen, das Alphorn-
blasen, Fahnschwingen und Jodeln.

Nun zunächst einmal das
Schwingen. Man hat sich oft ge-
fragt, woher eigentlich dieses
Kraftspiel komme und wie es auf
unsere Alpweiden und in unsere
Täler gekommen und schließlich
die Turnplätze der Städte erobert
habe. Die Frage ist heute noch
offen. Selbst Prof. E. Zschokke,
einer der gründlichsten Kenner
der schweizerischen Schwingerei,
kann sie nicht beantworten. In
seinem Buche: «Geschichte des
eidgenössischen Schwingersverbandes»,
dem wir wesentliche Angaben
zum Thema verdanken, führt er
aber die Entstehung des Schwin-
gens einleuchtend auf den Trieb
des Menschen zu Spiel und Kampf
zurück. Gesunde Lust und Freude
am Erfühlen seiner Kraft wollen
sich irgendwie das Mütchen kühl-
len, soll anders der Mensch an
innerem Ueberfluß nicht verküm-
mern.

Nicht unwahrscheinlich ist es
aber auch, daß sich das Schwingen,
der Zweikampf mit festen Griffen,
aus dem freien Ringen der alten
Griechen entwickelte. Rangen diese
nackt und mit geölten Körpern,
so daß die Griffgefahr ausgeschlos-
sen war, so lag das Griffefassen
bei den Aelplern näher. Um wie-
derum die Kleider zu schonen, mö-
gen die Griffe im Laufe der Zeiten
geregelt worden sein. So sollen
sich die Appenzeller beim «Hosen-
lupf» erst an den Hosengurten, die
Entlebucher beim «Rutzen» (Rin-
gen) an den Westen gefaßt haben.
Aber auch Lederriemen, Stricke,
Nastücher wurden um Lende und
Oberschenkel geknüpft, bis schließ-
lich die Schwinghose, eine kurze
Ueberhose aus starkem Leinwand-
stoff, kam, die heute noch ge-
bräuchlich ist.

Herkömmlich und noch am bodenständigsten ver-
treten ist das Schwingen im Emmental und Berner
Oberland, dann im Entlebuch, in Obwalden und
Schwyz. Im Bernerland läßt es sich bis ins sech-
zehnte Jahrhundert zurückverfolgen, leider nur
durch ein Verbot. Im Ratsmanuel vom 18. Juni
1593 verfügen die Gnädigen Herren und Oberen der
Stadt und Republik Bern: «... sollte Heinrich Nuß-
baum zu erhaltung synes sunts, so von einem von
Sanen durch *schwingen* verletzt und geschent wor-
den, zeehen pfundt pf (Pfennig) werden lassen. —
An die Amptlüt dess Oberlandes und Aemmenthals
vom verpiettens wegen sollichen *schwingens* schry-
ben, alls im TMB (Teutsch Missiven Buch).» Auch
im Mandatenbuch III steht ein Schreiben vom 29.
Juli 1605: «An alle tütschen amptlüt, abstellung
halb der unnotwendigen zherungshüern und wyn-
schenken, dessglichen der *louffeten* und *schwingen-
ten*.» Auch eine Obwaldner Urkunde nennt das
Schwingen schon um 1670 herum, während die Ent-
lebucher behaupten, sie hätten seit der dunkelsten

Vorzeit immer geschwungen. Ein Gedicht aus dem
Jahre 1754 von Abraham Kiburtz erwähnt das
Schwingen zusammen mit dem Aelplerleben. Er
singt darin:

Die einten suchen Freud
Im Lupfen und im Singen;
Die andern aber üben sich
Im Zweikampf und im Schwingen.

schon Schwing- und Aelplerfest in *Unspunnen* im
Jahre 1805 bestand der erste Preis des Schwinger-
königs in einem Kühergürtel, einem Käpplein und
einer Glecttasche. Später wurden meist Schafe, zu-
weilen auch ein junger Stier, Kuhglocken und ganze
Laib Käse als Preise verabfolgt. Darüber hinaus
ist man selten gegangen.

Die ältesten und bekanntesten Feste dieser Art
waren diejenigen auf dem Brünig,
in Meiringen, Brienz und auf der
Lüderer-Alp im Emmental. Ferner
die Ostermontagschwinget auf der
kleinen und großen Schanze in
Bern.

Das für alle Zeiten denkwürdig-
ste Schwing- und Aelplerfest wird
aber immer dasjenige von Unspun-
nen schon deshalb bleiben, weil es
durch zahlreiche und künstlerisch
wertvolle Stiche der Nachwelt im
Bilde erhalten bleibt. Es wurde
vom damaligen Schultheißen von
Mülina in der Erkenntnis ange-
regt, daß im urchigen Spiel des
Aelplervolkes das beste Mittel zur
Hebung des nationalen Selbstge-
fühls liege. Man darf eben nicht
vergessen, daß erst sieben Jahre
seit dem Franzoseneinzug in die
Stadt Bern verstrichen waren, daß
den Leuten die Niederlagen am
Grauholz, sowie die Flucht der
Heeresteile ins Oberland noch
drückend im Blute lagen und daß
in einem gesunden und kraftvollen
Zusammenfinden das Heimatgefühl
braust und pulst. Schultheiß von
Mülina in der Erkenntnis ange-
sehen Gesandtschaften, sowie zahl-
reiche Fürstlichkeiten und Ge-
lehrte nach Unspunnen ein, um ih-
nen das Schauspiel unverbraucher
Volkskraft zu zeigen, wobei ihnen
eine Berner Schützenkompagnie
das Ehrengelächte gab.

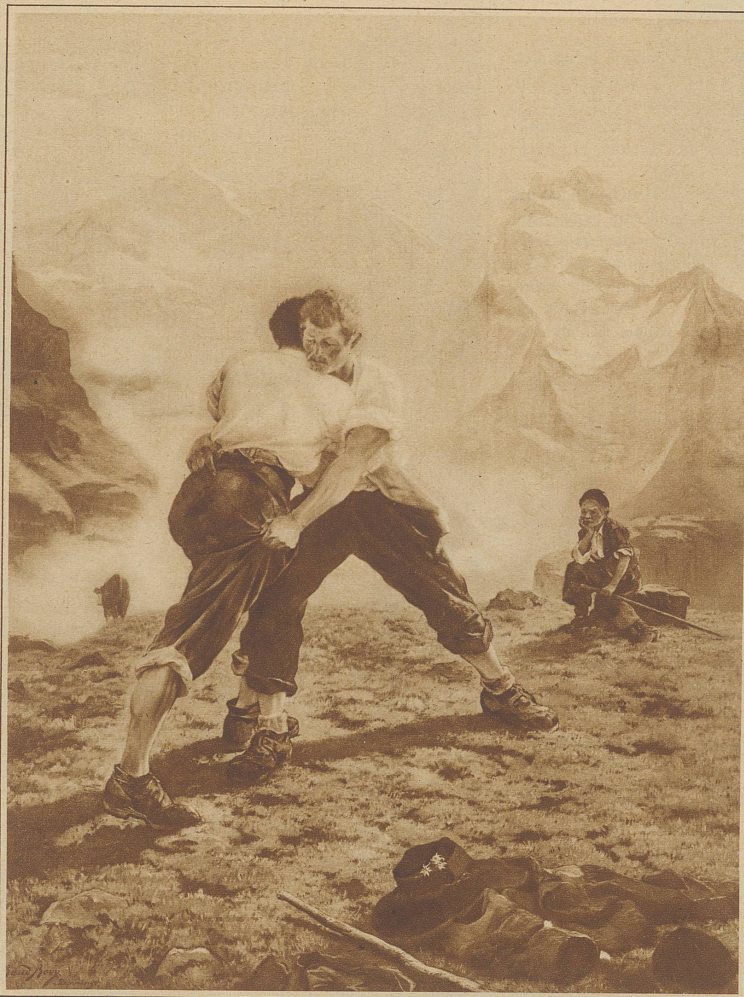
Vom Schwingen reden, heißt
auch der Männer gedenken, deren
Namen Generationen hindurch dem
Schwingerwesen der Schweiz Re-
lief und Klang gaben. Das sind
einmal die Wüthrich aus Trub, die
Gerber und Wittwer von Schang-
nau und Uli Beer, der heute noch
als einer der erfolgreichsten, kun-
digsten und flottesten Schwinger
aller Zeiten gilt. Hervorragende

Schwinger haben aber auch die Familien Schneider
von Trub, Oberli von Schangnau, Schild von Böni-
gen, Eggler von Brienz, Seiler, Mühlemann und Ab-
planalp von Gadmen, dann die Führer vom Hasli-
berg, sowie Dubach und Zwald von Hohfluh gestellt.

Eine größere Verbreitung des Schwingens ging
anfangs der 50er Jahre Hand in Hand mit dem auf-
blühenden Turnen. Dem Zürcher Pfarrer und Tur-
ner Hiestand ist namentlich die Einführung des sog.
Nationalturnens zu danken, weil er fand, die bereits
im Lande gepflegten Körperübungen, wie Schwin-
gen und Steinstoßen, ließen sich sehr gut neben dem
Geräteturnen fördern. Am Eidg. Turnfest in Lau-
sanne 1855 war das Nationalturnen mit Schwingen
und Ringen erstmals zugelassen.

Den größten Aufschwung aber erfuhr das Schwin-
gen durch die im Jahre 1889 erfolgte Gründung des
Eidg. Schwingersverbandes, der heute, zusammen
mit den Hornussen und den Jodlern, total rund
16 000 Mitglieder zählt.

Und nun das *Hornussen*, dessen Name auf jene



Oberländer Sennen beim Schwingen

Gemälde von A. Baud-Bovy im Genfer Kunstmuseum

Man schlinget Hüft um Hüft,
Umwindet Leib und Leib,
Und jeder sucht, daß er
dem Gegner Meister bleibt.

Hier ist die schwingerische Absicht so deutlich
umschrieben, daß sie keines weiteren Zusatzes mehr
bedarf. Man muß über den Gegner Meister bleiben,
darauf kommt es an. Wie im Leben, so auch im
Spiel.

Natürlich waren die Schwingfeste früherer Zeiten
allereinfachster Art. Denn auch den damaligen
Leuten wuchsen die Bäume nicht in den Himmel.
Das Geld war, zumal bei Landleuten und Aelplern,
knapp. Nur wenn ganze Talschaften zusammen-
kamen, erweiterten sich die Rahmen des Treffens,
wurde für ein eigenes Kampfgericht und auch für
ansehnliche Preise gesorgt. Neben der Siegerehre
und ein bißchen Frauenhuld nahmen die Schwinger
auch schon damals gerne eine Erinnerungsgabe mit
nach Hause, die sie den Freunden zeigen konnten.
Am berühmtesten und eigentlich ersten eidgenös-
si-



Schwinger auf der Rigi

grösste Wespennarr bisweilen, von der der Volkssmund behauptet, ihrer sieben Können mit den Stichen ein Roß umbringen; die brummend und surrend und schwirrend wie kleine Teufel durch die Luft sausen und wo sie hinkommen, Aufregung und Erschrecken verursachen. Ähnlich ist das Lärmen des Horns im gleichnamigen Spiel.

Während man nun zum Schwirgen in der Hauptsache nichts als starke Glieder braucht und Oberkörperkraft, so sind zum Hornblasen einige Gerätschaften notwendig. Nämlich vor allem der «Hornas», eine gedrechselte, gewölbte Scheibe aus Buchsbaumwurzel oder Buchsbaumholz, aus Hartgummi oder Celluloid mit Blasenlage, von etwa 6 cm Durchmesser und 2,7 cm Dicke. Ferner ein geschwelliger Hornsstocken oder Schläger aus zähem Eschenholz, 2 bis 2½ Meter lang, der an der Spitze mit einem Klötzchen, dem «Fris», aus zähem Buchenholz, versehen ist. Dann ein «Bock», ein eisernes Gestell von 1½ Meter Länge mit zwei niederen Beinen vorne, während der Schwanz die Erde berührt, der also nach vorne aufgebogen ist. Und schließlich die Schindel, ein quadratisches, hölzernes Brett von 50 bis 60 cm Seitenlänge und Stiel. Beim Spiel wird der Horns mit etwas Lehm an der Spitze des Bockes festgeschraubt, worauf gegen ihn ein so heftiger Schlag ausgeführt wird, daß er 200, nicht selten aber auch 270 bis 280 Meter hoch in Bogen durch die Luft fliegt. Der Zweck der Übung ist nun der, daß der Horns von der sog. «Ahter-Partei» (im Gegensatz zur Schläger-Partei) an seiner Flugbahn behält, d. h. catapans wird, indem man ihm die Schindel entgegenhält



Hornfest zu Unspunnen 1808

10 Meter abgesteckt. Ein Streich von über 90 Meter gilt für 3 Punkte, von da an je 10 Meter = 1 Punkt.

das ist schön! — Schön ist aber auch das «Fahnen-schwirgen». Welche herrlich farbige Lebendigkeit bringt es nicht auf den Schwingplatz und welch froher Kontrast ist doch zwischen seiner behenden, fliegenden Schwunghaftigkeit und der bedächtigen, mit dem Boden verwachsenen Schwingerarbeit! Wie sich die Fahne aus den Händen des Mannes in die Luft schwingt, wie sie sich dreht und kurzelt, wie sie raschelt, knistert und fattert, sich sieghaft zur Sonne schwingt, aufgefangan wird, um endlich wie ein müder Vogel seine Flügel einzuziehen und auszuruhen, das ist schön, schlichte Volkskunst im wahrensten Sinne, das ist ein herz- und angerührtes Anblick voll Fröhlichkeit und Ehrlichkeit.



Schwinger auf dem Halseberg

so daß die Punktzahl 10 einer Streichlänge von 100—170 Meter entspricht. Wie man aus den wenigen Angaben sieht, ist das Hornblasen ein typisches Zweikampfspiel, bestehend aus Schläger und Ahter. Bei Festen wird die Gegenüberstellung zum Beginn durch das Los bestimmt. Den eigenartigsten Einfluß von den Hornsweirer-schäften erhält man, wenn man als im Festzug steht. Wenn



J. Schwinger etc. Die Schwinger J. Böhmann

so daß die Punktzahl 10 einer Streichlänge von 100—170 Meter entspricht. Wie man aus den wenigen Angaben sieht, ist das Hornblasen ein typisches Zweikampfspiel, bestehend aus Schläger und Ahter. Bei Festen wird die Gegenüberstellung zum Beginn durch das Los bestimmt. Den eigenartigsten Einfluß von den Hornsweirer-schäften erhält man, wenn man als im Festzug steht. Wenn



Das Steinboßen auf Rigi-Klosterli

Natürlich ist auch das Fahnen-schwirgen ein urschweizerisches Gewächs wie die beiden vorgenannten Wettkampfspiele und gehört zu den Unterhaltungs- und Abwechslungsbestimmungen. Sein Geburtsland ist die Urschweiz, wo man es bis ins 17. Jahrhundert zurück verfolgen kann. Die Fahne ist ja das Symbol der Zusammengehörigkeit, und die Legende erzählt, daß sie in früheren Zeiten, wenn Nöte und Mühsal zu Streit und Haß geführt haben, als versöhnliches Zeichen unter die Streitenden getragen worden sei. Waren die Mißverständnisse und Zwistigkeiten beigelegt, so wurde die Fahne über die Hüften geschwungen. Ein alter Spruchgebrauch der Innerschweiz sagt auch heute noch: «Mer wand jitzt d'Fahne drüber schwinges», was so viel heißt wie: So, Schwamm darüber jetzt! Was ein Reder eine Angelegenheit mit besonderem Nachdruck zu betonen und den Leuten schlichtlich mündgerecht zu machen, so heißt es nachher: Der heit d'Fahne drüber geschwunge und di isst d'Sach erledigt gait! — So erscheint das Fahnen-schwirgen als würdiger Brauch und man könnte sich ein Schwing- und Aelperfest ohne seine fertige Note nicht mehr denken.

Wir kommen zum Alphornblasen, zu jenen wundervollen Melodien, die uns besonders in der Berg-

ehrwürdigen Schweizerbrüden die Rele ist, so wird man das Alphorn nicht vergessen dürfen. Heute stehen zweierlei Hörner im Gebrauch: das große, lange Alphorn des Berner Oberlandes und des Wallis und der sog. Bichel, zwar von ähnlicher Länge wie das erstere aber durch Unbügung des Rohres in eine Trichterform gebogen, der Innerschweiz. Als die ursprünglichere, althistorische Form ist aber das lange Alphorn zu betrachten, das eine drei bis dreieinhalb Meter lange, konische Röhre aus Farnenholz (Tonholz) ist, oben ein halbes Mundstück von ca. 18 mm und unten eine leicht ungedrehten Schallöffnung in Becherform von ca. 18—22 cm Weite hat. Als Schutz gegen nachteilige äußere Einflüsse erhält das sorgfältig ausgebohrte und zusammengesetzte Horn eine Umwicklung, die in früheren Zeiten aus Birkenrinde und mit Pech getränktem Hanf bestand, heutzutage meist aus dünngepresstem Messingblech oder auch Spitzchen aus Eichen- oder Nadelholz besteht. Da das Alphorn keine Ventile und Klappen hat, können daher mit ihm nur die sog. Naturtöne geblasen werden. Wie Krenker, der verdienstvolle Förderer des Alphornblasens, richtig sagt, ist es weiter ein Orchester noch ein Konzertinstrument, dafür aber besitzt seine Tonfülle und sein Tonglanz jenen wei-



Fahnen-schwinger

Luft mit vielfach verschlungenen Tonwellen, die sofort aufhorchen machen...

Vom Jodeln noch ein Wort zu sagen, ist eigentlich überflüssig. Es ist bekannt in den Süden sowohl wie auf den Dörfern und auf den Bergen. Heute ein paar Schweizerbuben aus dem Volke beisammen sind, setzen es Handwerker, Senner oder Landarbeiter, und wollen sie ihre inneren Freude irgendwie Ausdruck verleihen, ohne lange Worte zu machen, so jodeln sie etwas herunter; so schwingen sie im Naturgesang, im Volkstanz und im Lied ohne Worte.

Daß auch das Jodeln ein keimig Edler Schwing- und Aelperfest fehlt, ist daher selbstver-



Hornblasen. Gegenüberliche Unternehmung der Ahter-Partei, die durch vorg. redendes die Schindel dem Horns entgegenhält

einsinkt wie ein Klingen aus einer andern Welt ummanen und so erleben und begreifen, daß wir sie nie, nie mehr vergessen. Braucht man dabei noch besonders festzustellen, daß die Heimat des Alphorns das schweizerische Alpengebiet ist? — In Wahrheit blies man bei uns schon das Alphorn, als wir noch keine Ahnung von Schießpulver und der Buchdruckerkunst hatten, als aber schon der berühmte St. Galler Mönch Notker Balbulus um 870 herum die vollständigsten Melodien der Alphörner auf Pergament kritzelte. Wenn daher je von alt-

chen Schmelz, den eben nur das Alphorn hervorbringen vermag. Er ist herb und weich zugleich, unvergleichlich schön und eigenartig. Am richtigen Ort geblasen, weckt sein Klang die geistvollsten Geister, das Echo und erfüllt die



Kräftiger Schläger

stündlich. Denn Schwingen, Hornblasen, Alphornblasen und Fahnen-schwirgen ohne zwischendurch einen Fuchser zu hören oder einen Jodellied versinken zu lauschen, das geht einfach nicht. Es gehört zu den altschweizerischen Volks-spielen, wie das Kind zur Mutter und die Nase ins Gesicht. Möge das Jodeln immerzu in unserer Heimat klingen, frisch und froh, hell und rein, zur Last der Betei- gungen und zu Freud und Frömmen aller, die es hören.

Notker-Balbulus. Er war der Schöpfer der ersten Melodie, die wir heute noch hören. Er hat sie in einem Buche, das er um 870 herum geschrieben hat, aufgeschrieben. Er hat sie in einem Buche, das er um 870 herum geschrieben hat, aufgeschrieben.